

Im Banne des Jahres 1968 – biografische Notizen von Michael Luhn

Kindheit und Jugend

Ich wurde 1946 im Rheinland in eine bürgerliche Familie hineingeboren. Mein Vater war Dipl.-Ing. und Unternehmer, meine Mutter „Hausfrau“; die Großeltern wohnten im selben Haus. Gemeinsam mit meinem jüngeren Bruder verbrachte ich eine ziemlich langweilige Kindheit, denn unser Bewegungsraum wurde weitgehend eingeschränkt auf das Gartengrundstück, auf dem sich unser Haus befand. Gewiss wollten die Eltern und Großeltern uns von den schädlichen Einflüssen der Außenwelt fernhalten. Wir mussten aber neidisch feststellen, dass andere Kinder die interessantesten Spielplätze hatten, die man sich denken konnte: Trümmergrundstücke, bei denen die Ruinen langsam zuwucherten, wo es Teiche gab und Kellergewölbe.... Volksschule 4 Jahre, dann (nach der obligatorischen Aufnahmeprüfung) Eintritt in das Gymnasium (anfangs wurde noch Schulgeld erhoben).

Die Gymnasialzeit war ziemlich langweilig; ich saß sie mit schwachem Interesse und mit mäßigen Leistungen ab.

Meine Weltanschauung war zum Ende meiner Schulzeit noch ziemlich diffus. Adenauer-Zeit, Deutsche Teilung, Kalter Krieg, Mauerbau 61, war die Rahmenhandlung, die ich wahrnahm, ohne schon viel zu verstehen. Immerhin konnte ich mir unter den vielbeschworenen „Brüdern und Schwestern in der Zone“ etwas vorstellen, da einige Verwandte meiner Mutter dort lebten, die wir auch besuchten. Ich hatte in meinem Zimmer ein eigenes Radio und hörte schon als Jugendlicher oft parallel zu den „heimischen“ Radionachrichten den Deutschlandsender; auch solche Stimmen wie „Freiheitssender 904“, die in der Schule tunlichst verschwiegen wurden, aber deshalb interessant waren. Hier erfuhr ich auch von alten Nazis in den Schaltstellen des Westdeutschen Staatsapparates – In meinem Elternhaus wurde darüber nicht gesprochen.

Mit 16 trat ich aus der Kirche aus, was von meinen Eltern als Affront gegen ihr bürgerlich-angepasstes Leben empfunden wurde; für mich war es eine Überzeugungstat.

Später, als die Musterung zur Bundeswehr anstand, suchte ich den Rat beim „Verband der Kriegsdienstverweigerer“, einer damals recht fortschrittlichen Organisation. Da ich aber dann bei der Bundeswehr wegen Untauglichkeit ausgemustert wurde, verlor sich der Kontakt wieder.

1966 machte ich in Remscheid Abitur. Über meine Zukunft hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch keine Vorstellungen oder Pläne.

Ich absolvierte dann 6 Monate Betriebspraktikum (Stahlindustrie, Mechanische Werkstätten, Maschinenbau, Lehrwerkstatt ...) als Vorbereitung auf ein Studium, zu dem mir mein Vater geraten hatte. Hier gewann ich erste Eindrücke und eigene Erfahrungen von und mit Industriearbeit.

WS 66/67 Studienbeginn Wirtschaftsingenieurwesen in Darmstadt.

Nun war ich Ende 1966 in Darmstadt.

Mein Vater hatte versucht, mich zu einem Kontakt mit einer Burschenschaft zu lancieren. Diese wurde mir als eine Art „Geselligkeitsverein“ angepriesen. Ich hatte keine Vorstellung und ging hin. Die ganze Atmosphäre und die wenigen Äußerungen, die ich meinen Gesprächspartnern entlocken konnte, waren derart abstoßend für mich, dass ich mit dieser Richtung nichts zu tun haben wollte. Ich war aber noch nicht in der Lage, meinen diesbezüglichen Unmut politisch einzuordnen.

Dagegen hinderte mich meine durchaus antiklerikale Haltung nicht daran, interessante Angebote der dortigen ESG anzunehmen. Ich erinnere mich an ein Wochenendseminar, wo Politiker aus BRD und DDR auf dem Podium saßen. (der westdeutsche Vertreter war übrigens Bernhard Vogel). Bei dieser Gelegenheit wurde mir bewusst, dass ich bisher immer einer Geschichtslüge aufgegessen war: Ich erfuhr, dass die BRD früher „gegründet“ worden war als die DDR – die aber dessen ungeachtet von westdeutscher Seite als „Spalter“ bezeichnet wurde.

Erstmals hörte ich hier auch etwas über den Vietnamkrieg, der in den Medien schon präsent war. Ich wurde auf die Bücher von Erich Wulf und Horlemann / Gäng aufmerksam und las sie atemlos. Da kam das in mir bisher grundierte Weltbild doch schon ziemlich ins Wanken! Die Amis waren bis dahin für mich die Sympathieträger schlechthin gewesen, Sinnbilder für Freiheit, Demokratie und Fortschritt. Mein bevorzugter Radiosender war AFN Frankfurt, der Jazz war für mich die Kultur schlechthin (und blieb es – zum Glück – bis heute!).

Das Studium in Darmstadt ließ sich nicht so gut an; es machten sich Defizite bei den Schulkenntnissen bemerkbar (insbesondere bei der Mathematik), der Erstsemester-Student erfuhr keinerlei Hilfe, war auf sich allein gestellt. Der ganze Unibetrieb machte einen abweisenden und unpersönlichen Eindruck, Frust über Vereinzelung und Einsamkeit machten sich breit.

Ich beriet mich mit meinem guten Freund Eberhard, mit dem ich auch jahrelang die Schulklasse geteilt hatte und der ein halbes Jahr später als ich das Abitur machte (Kurzschuljahr). Er hatte schon in Köln angefangen, BWL / VWL zu studieren. Ich entschied noch während des ersten Semesters, Darmstadt zu verlassen, umzusatteln auf BWL und , gemeinsam mit Eberhard, dessen Bruder in Hamburg lebte, an die Hamburger Uni zu gehen. Zuvor nahmen wir beide in den Ferien in Köln noch an einem Crash-Kurs in Wirtschaftsmathematik teil.

Ankunft in Hamburg im Juni 67.

Ich kam unmittelbar nach dem Schahbesuch an. An der Uni brodelte es. Benno Ohnesorg war in Berlin erschossen worden. Der Schah war gerade aus Hamburg abgereist, die Atmosphäre und Stimmung war elektrisierend. Ich beteiligte mich an der Vorbereitung für den Trauerzug bei der Beerdigung für Benno Ohnesorg.

Da war plötzlich eine völlig neue Eigenschaft in mir erwacht. Bisher hatte ich mich noch nie für irgendetwas persönlich engagiert, noch nie anderen Menschen deutlich meine Ansichten mitgeteilt.

Ich erinnere mich an eine Fahrt auf der Autobahn, im Auto als „Tramper“ mitgenommen von einem Autofahrer, kurz vor dem 9. Juni 1967, dem Tag der Beerdigung von Benno Ohnesorg. Dem Fahrer passte es überhaupt nicht, dass die Studenten den Staatsgast beleidigt hatten und auf die Straße gingen, allerdings war wohl auch für ihn der Tod eines Menschen eine Zäsur. Ich argumentierte hitzköpfig mit dem Fahrer und streifte dabei alle meine bisherigen Hemmungen ab. Immerhin hat er mich nicht vorzeitig rausgeschmissen.

So tauchte ich gleich nach meiner Ankunft in das erhitzte politische Leben an der Hamburger Uni ein. Die Mensa quoll jeden Mittag über von Informationen über Politik, Aufrufen zu Veranstaltungen und Demonstrationen von verschiedenen Gruppen. Es wurde für mich aber gleich deutlich, dass der SDS unter den dort vertretenen Organisationen wohl die treibende Kraft darstellte. Der SDS zeigte sich auch am offensten: Während sich andere Gruppen noch hinter dem

Impressum irgendeines Flugblattes versteckten und ansonsten unsichtbar blieben, lud der SDS alle Interessierten sonnabends zum Jour Fixe ein.

Das war der Hammer! Ein waschküchenartiger Kellerraum, an den Wänden Plakate, die Anzahl der Stühle reichte nicht für Alle. Lebhaftige, teils auch aggressive Diskussionen von Leuten, die unheimlich viel wussten, sich teils geschliffen ausdrücken konnten. Die Mehrheit saß / stand aufmerksam dabei und versuchte, das Gesagte zu erfassen und einzuordnen. Ganz Mutige an der „2. Reihe“ trauten sich auch ab und zu was zu sagen. Bei mir – und vielen Anderen (wie ich merkte) wurde ein Lernprozess in Gang gesetzt, um im Eiltempo die Leerstellen der politischen Bildung aufzufüllen. Und es gab permanent Aktionen, bei denen Jeder mitmachen konnte und wo auch die noch „Ungebildeten“ die Möglichkeit hatten, sich zu aktivieren.

Nachdem ich einige Wochen auf Zimmer in Winsen gewohnt hatte, konnten Eberhard und ich im Herbst 67 in Fuhlsbüttel für ein halbes Jahr eine Wohnung als Zwischenmieter beziehen.

Mit dem Beginn des Wintersemesters 1967/68 begann der „politische Topf“ an der Uni wieder zu brodeln (Rektoratsübergabe, Wenke, Hofstätter, Thielicke...). Darüber hinaus gab es über die Uni hinausgehende Momente von Mobilisierung (Fantasievolle Aktionen gegen die drohenden Notstandsgesetze, Vietnam-Demo,). Meine Beteiligung an diesen Aktionen bedeutete auch, dass ich mich zunächst in zwei unterschiedlichen Welten einrichten musste, denn mein gerade begonnenes Studium der BWL fand noch in einer Enklave von „Ruhe und Ordnung“ statt, und es war schon ein merkwürdiges Gefühl, brav in VWL, BWL oder Statistik-Vorlesungen zu sitzen, während ein paar Häuser weiter der Aufstand ausgebrochen war.

Die politischen Auseinandersetzung und des Aktionismus nahm nach dem Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April 1968 auch in Hamburg an Heftigkeit zu (die eigentlichen „Osterunruhen“ hatte ich verpasst, da ich in der Woche nicht in Hamburg war). Unser Anliegen war es, die Passanten in der Innenstadt per zunächst ziemlich primitiv hergestellter „Gegen-Bildzeitungen“ über das Springersche Meinungsmonopol aufzuklären – ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen bei den dort meist anzutreffenden Konsumenten.

Es schlossen sich im Mai Aufklärungsaktionen zu den kurz vor der Verabschiedung stehenden Notstandsgesetzen an. Es ging darum, der Öffentlichkeit den Charakter der im Bundestag zur Verabschiedung anstehenden Notstandsgesetze zu verdeutlichen. Ich erinnere mich an inszenierte Beschlagnahmeaktionen auf dem Uni-Campus: Eine uniformierte und mit Knüppeln „bewaffnete“ Truppe requiriert Autos. Auf einem Foto bin ich als einer der beraubten Autobesitzer zu sehen, der gerade aus seinem Fahrzeug gezerrt wird.



Zur selben Zeit wurde ich von SDS-Genossen angesprochen, und ich erklärte mich bereit, an dem Widerstands-Netzwerk gegen die Entsendung US-amerikanischer GI's nach Vietnam teilzunehmen. Die US-Army verlegte Einheiten im Süden der BRD stationierter Truppen nach Vietnam, und der Frankfurter SDS rief an den betreffenden Standorten zur Desertion auf. Das liberale Schweden, deren Bevölkerungsmehrheit die US-Aggression in Vietnam ablehnte, nahm geflo-

hene Soldaten bei sich auf – sie mussten nur erst mal dort hin gelangen. Die Routen dorthin waren vom SDS konspirativ organisiert worden und der Hamburger Gruppe oblag der Transport bis zur dänischen Grenze. Die Ankunft der Geflohenen per Bahn wurde uns jeweils erst wenige Stunden vor ihrer Ankunft in Hamburg vom Frankfurter Gewährsmann avisiert.

Mitte 1968 begannen auch die Kommunen und politischen Wohngemeinschaften im Umfeld der Hamburger SDS Gestalt anzunehmen. Den Anfang machte die Hochallee 21, es folgten bald die Schlüterstraße, Heilwigstraße. Später spielten auch die Kommunen in der Hagedornstraße, Ackermannstraße, Isestraße, am Rondeel und Winklers Platz eine Rolle – nicht zu vergessen die APO Press-Kommune in der Annenstraße.

Erinnerungen an die Heilwigstraße 125:

Wohl im Zusammenhang mit unserer Einbindung in das GI-Fluchtprojekt wurden Eberhard und ich eingeladen, in die neugegründete „Kommune“ Heilwigstraße 125 einzuziehen. Das passte sehr gut, da wir unsere Zwischenmietwohnung in Fuhlsbüttel räumen mussten.

Es war nur eine kurze Zeit – wenige Monate, dass ich in der Kommune Heilwigstraße wohnte. Es begann irgendwann im Sommer 68. Eigentlich war geplant, dass auch KH dort einziehen sollte. Er war aber seit Mai auf der Flucht vor einem Haftbefehl und musste sich deshalb an unterschiedlichen geheimen Orten aufhalten.

Wetty und Folker besaßen die nötige Bonität, um diese großbürgerliche Wohnung anzumieten (Wetty war schon als Lehrerin tätig und offenbar die Einzige von uns, die ein vorzeigbares regelmäßiges Einkommen hatte). Die anderen Mitbewohner galten als Untermieter. Es waren dies Angelika, Bruder Harald mit wechselnden Freundinnen: Andrea, Ursula, Barbara, so wie Eberhard und ich. Das Haus in 20er-Jahre-Backsteinarchitektur befand sich in vornehmer Umgebung, mit einem Park und dem Alsterlauf vor der Tür.

Es war eine Riesenwohnung (ich glaube 7 Zimmer). In der Mitte war eine Wohndiele, sehr gut geeignet als kommunikatives Zentrum, wo unsere Kommunediskussionen stattfanden. Jede(r) hatte ihr/sein eigenes Zimmer, in das sie/er sich zurückziehen konnte. Nach meiner Erinnerung ging es sehr arbeitsam und gesittet in dieser Kommune zu. In dieser Zeit bin ich vorübergehend sogar ein bisschen zum Studieren gekommen.

Aus der Perspektive des SDS-Zentrums und der Uni, wo sich nach wie vor die meisten Aktivitäten abspielten, war die „Kommune Heilwigstraße“ auf dem Hamburger Stadtplan ziemlich abgelegen positioniert. Dadurch gab es kaum spontane Besuche; es herrschte eine mehr „private“ Atmosphäre; statt „Kommune“ hätte man hier besser „Wohngemeinschaft“ sagen sollen.

Dass es für uns irgendwie problematisch sein könnte, in diesem Haus zu wohnen, schwante mir schon beim ersten Betreten des Treppenhauses. In diesem großbürgerlichen, repräsentativen Haus waren die Konsulate der Dominikanischen Republik und Boliviens untergebracht. Natürlich assoziierten wir bei dem Namen „Bolivien“ damals sofort den Mord an Che Guevara, der von den dortigen Staatsorganen vor kurzem verübt worden war. Wenn die Behörden erst mal kapiert haben würden, welche Vögel sich da ins Nest gesetzt hatten, würden wir vielleicht ihre besondere Aufmerksamkeit auf uns ziehen.

An das Alltagsleben in der Heilwigstraße habe ich nur noch schwache Erinnerungen. Ich weiß nicht, wie gut wir die kollektiv bzw. arbeitsteilig zu erledigenden Haushaltsarbeiten wirklich

hinbekommen haben. In dieser Hinsicht waren wir ja auch Menschen unterschiedlichster Fähigkeiten, Bedürfnisse und Persönlichkeitsentwicklung. Die Erfahrung, wie die gemeinschaftliche Haushaltsführung zu organisieren und ein gemeinschaftliches Leben zu gestalten sei, musste bei den meisten von uns noch wachsen. Allerdings gab es wegen der intensiven Einbindung Aller in den politischen Aktionismus auch zu wenig Freiraum für die Entwicklung eines intensiven Gemeinschaftslebens.

Besonders positive Erinnerungen habe ich an den Besuch des mit Angelika befreundeten Sängers und Dichters Walter Mossmann aus Freiburg, der uns dort zusammen mit seiner Freundin besuchte und uns dort ein „Hauskonzert“ gab. Gut erinnern kann ich mich auch noch an den vorübergehenden Aufenthalt von Michel. Er war der Erzählung nach ein französischer Mai-Aktivist, der fliehen musste. Er konnte gut kochen und verarbeitete Alles (auch unseren bei einer nächtlichen Autofahrt totgefahrenen Hasen). Michel war am Arm verkrüppelt, sodass ich nicht vermutete, dass er von der Armee desertiert war. Es wurden ihm militante Aktionen nachgesagt. Die Verständigung mit ihm war aus Mangel an Sprachkenntnis immer sehr lustig. Er nannte mich „La Girafe“.

Unsere gemeinschaftliche politische Aktivität in der Wohngemeinschaft war es natürlich, die jeweiligen Aktionen des SDS zu organisieren oder zu unterstützen. Auch in die Versorgung und „Umzugslogistik“ des abgetauchten KH waren wir (wie noch viele Andere) stark eingebunden.

Und dann gab es ja noch das bereits erwähnte Fluchthilfeprojekt für geflohene GIs Richtung Skandinavien. Das Ausleihen eines Autos, das Zusammenkratzen von Benzingeld und die jeweilige Fahrt über 300 km in der Nacht konnten einen schon ganz schön beschäftigen.

Ob sich die beiden letztgenannten Aktivitäten wohl außerhalb des Sichtfeldes der Staatsorgane abgespielt haben? Ich wage es im Rückblick stark zu bezweifeln. Es wäre zu schön, wenn da noch mal ein „Insider“ auf seine alten Tage aus der Schule plaudern würde...

Im Winter 1968, nach nur wenigen Monaten verließ ich die Kommune Heilwigstraße in Richtung Hochallee; vermutlich zog danach Julia in mein Zimmer ein. Welche sonstigen Umstrukturierungen nach meinem Auszug noch stattfanden und wie lange es dann noch dauerte, bis die Wohnung aufgegeben werden musste, weiß ich nicht.

Kommune Hochallee 21:

Ich zog in die Kommune Hochallee um, der Keimzelle des SLZ, später SALZ – auch, weil sich inzwischen ein Techtelmechtel zwischen mir und Inge angebahnt hatte, die dort wohnte und den Ton angab. Die Einbindung in die „Flensburg-Gruppe“ blieb, auch Inge war ja an ihr beteiligt. Erst hier in der Hochallee fand – erstmals für mich – ein regelmäßiges Studium / Schulung von marxistischer Literatur statt, die wir in verschiedenen Arbeitskreisen diskutierten. Der wichtigste war der Ökonomie-Arbeitskreis mit den Einsteigern: Kommunistisches Manifest; Lohnarbeit & Kapital; Lohn, Preis, Profit; Lenin: Staat & Revolution; Mao: Widerspruch u. a.. Wir behandelten auch: Lenin: Imperialismus, Luxemburg: Akkumulation; viel Sekundärliteratur; Rosdolsky; Baran/Sweezy; Ernest Mandel. Um „Das Kapital“ selbst machten wir (noch) einen großen Bogen, da für unseren Wunsch nach schneller Erkenntnis zu weitschweifig. Erinnern kann ich mich auch an eine Beschäftigung mit den damals aktuellen Wirtschaftsreformmodellen in der DDR. Internationalismus-Arbeitskreis: Che Guevara, Franz Fanon, chinesische Revolution, Kolonialismus,

Wichtige Aktivität in der Kommune Hochallee nach außen waren Konzeption und Herstellung von Flugblättern für Industriebetriebe mit lehrlingspezifischen Themen, später auch die gesamten Belegschaften betreffend. Das ging auch schon stark ins Politische: Die Rolle der Rüstungsschmiede Blohm & Voß für den Kolonialkrieg der portugiesischen Faschisten gegen die Befreiungsbewegungen in „ihren“ Kolonien wurde in Flugblättern für die Belegschaft angeprangert. Zu den Flugblattaktionen gehörte nicht nur das Bedienen des (handbetriebenen) Abziehapparates in der warmen Wohnung, sondern auch das Verteilen morgens um 6 im zugig-kalten Draußen am Baumwall, bei Blohm&Voß, bei Conz oder Anderen. Da gab es dann schon mal Zoff in der Kommune mit Leuten, die nicht rechtzeitig aus den Federn gekommen waren.

In der Kommune Hochallee 21 herrschte – völlig anders als die Heilwigstraße – ein geschäftiges Treiben, sie war Kommunikationszentrum und Anlaufstelle für viele unterschiedliche Leute und Gruppen, und das bei Tag und bei Nacht. Die Privatheit kam da häufig zu kurz, und bei manchen BewohnerInnen lagen manchmal die Nerven blank.

Durch die intensive Beschäftigung mit Arbeiterthemen in der Hochallee tendierte mein Interesse immer weiter weg von der Hochschulpolitik, die mich eigentlich nie so richtig interessiert hatte. Gleichwohl machte ich dort mit, wo der SDS Aktionen initiierte (die ja auch längst den Rahmen der Hochschulpolitik gesprengt hatten). Ich kann mich aber nicht mehr an alle derartigen Aktionen erinnern. Eine dieser Aktionen war ein Happening in verschiedenen Hamburger Kaufhäusern gegen Konsumterror, an die ich aber keine genaue Erinnerung mehr habe

Kriminalisierung

Es gab reichlich Demos, und zu dieser Zeit waren die formalen Grenzen des Erlaubten noch sehr eng gezogen. So war es praktisch unmöglich, in der Hamburger Innenstadt zu demonstrieren, ohne die sogenannte Bannmeile zu verletzen, die dazu da sein sollte, Senat und Bürgerschaft vor dem Pöbel zu schützen. Diese Zone umschloss das Rathaus und reichte bis zum Hauptbahnhof, und dadurch konnte man sich ganz schnell strafbar machen, wenn man als Demonstrant dort angetroffen wurde. 1968 war die Politische Polizei auch schon sehr rege und stark auf den SDS fokussiert, und man konnte sehr schnell in den Blick der staatlichen Strafverfolgung gelangen, hatten sie einen erst einmal „auf dem Kieker“.



Vermutlich auch infolge meiner „überragenden“ Körperlänge von 198 cm war ich wohl ein bei der Polizei beliebtes und leicht auszumachendes Objekt der Registrierung. Dass dies u. U. für mich Folgen haben könnte, habe ich damals völlig ausgeblendet. Ich kann mich erinnern, dass ich auf der Welle des atemlosen Polit-Aktivismus zwischen Mai 68 und Sommer 69 offenbar sehr furchtlos und auch mutig war, so dass mich auch kurzzeitige polizeiliche Sistierungen und ein kurzer Aufenthalt im UG nicht von weiteren Aktionen abgehalten haben.

Dass dieser Mut auch nach ein paar Monaten bei mir und den anderen MitstreiterInnen noch nicht nachgelassen hatte, ist allerdings auch den Menschen zu danken, die nach Kräften versuchten, uns gegen die Staatsmacht, die uns nun mit juristischen Mitteln ans Leder wollte, zu verteidigen. Stellvertretend möchte ich hier die Rechtsanwälte Kurt Groenewold und Heinrich Senfft nennen, denen es in den meisten Fällen gelang, das Schlimmste zu verhindern.

Bei einigen Wenigen hat die Staatsmacht heftiger zugeschlagen: Bei den an der Besetzung des psychologischen Instituts (Anfang 1969) beteiligten Nicht-Studenten Lothar Reckert und Günter Schmiedel setzte die Obrigkeit auf exemplarische Bestrafung, sei es, um Nachfolger abzuschrecken, oder in der Annahme, dass keine Solidarisierung der Studenten erfolgt. Hier war der Kampfbegriff „Klassenjustiz“ sicher keine falsche Beschreibung.

Eine kluge Entscheidung des Staates (der „Sozial-Liberalen Koalition“) war es zweifelsohne, 1970 ein Straffreiheitsgesetz für „Demonstrationsdelikte“ zu verabschieden. Damit wurde in der Phase der abflauenden Protestbewegung eine gewisse „Befriedung“ der Auseinandersetzung bewirkt. Wäre diese ausgeblieben, wären in dieser Zeit gewiss mehr Leute in den Untergrund gegangen als geschehen. Aber auch bei den kleinen Nachgeplänkeln (so gab es noch einen zivilen Schadenersatzprozess im Zusammenhang mit der Phil-Turm-Besetzung vom Februar 1969; auch nach gerichtlicher Abweisung dieser Forderungen ging es schließlich noch um die Gerichtskosten) haben die Rechtsanwälte uns mit einem unglaublichen Einsatz rausgehauen. Mein Rechtsanwalt Dr. Heinrich Senfft hat mir nie eine Rechnung gestellt!

Von meinen strafrechtlichen Verfolgungen, vorwiegend im Zusammenhang mit Demos, kann ich nur noch wenige spezifizieren:

28.9.68: Vorwurf der Gefangenenbefreiung (Demo gegen die Bundeswehr vor der Kaserne in Wentorf (Augenverletzung) (eingestellt wg. Amnestie 1970)

6.12.68 Verdacht Aufruhr und Landfriedensbruch (was?)

9.12.68 Henze-Konzert Nachdem alle Vorwürfe ausgeräumt waren, versuchte das Gericht noch die Kostenentscheidung gegen die Beschuldigten zu drehen.

4.2.69 Phil-Turm – Besetzung des Psychologischen Instituts. (Hausfriedensbruch), dazu auch zivilrechtliche Schadenersatzklage

20.6.69 Abschiebung Pour Imani Verwaltungsgerichtgericht Drehbahn (versuchte Gefangenenbefreiung)

Ich bin noch im Besitz einer Liste, datiert auf den 1.4.1969, die von 13 Verfahren spricht, die gegen mich anhängig waren. Sie bezogen sich auf die folgenden Strafrechtsparagrafen (in der Reihenfolge ihres Auftretens im Strafgesetzbuch):

- 88 Verfassungsfeindliche Sabotage
- 93 Staatsgeheimnis
- 106a Bannkreisverletzung
- 109 Störpropaganda gegen die Bundeswehr
- 115 Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte
- 123 Hausfriedensbruch
- 125 Landfriedensbruch
- 185 Beleidigung
- 243 Schwerer Diebstahl
- 303 Sachbeschädigung

Ein missglücktes Konzert und eine Justizposse – Das Floß der Medusa

Für gute Aktionen war der Hamburger SDS immer ansprechbar. Durch die inzwischen entstandene Kommunestruktur konnten auch schnell immer ein paar Leute mobilisiert werden. Das wusste auch die Westberliner SDS-Projektgruppe „Kultur und Revolution“ von der dortigen Musikhochschule. Sie tauchten an einem Montag im Dezember 1968 mittags bei uns in der Heilwigstraße auf, erklärten uns ihre Pläne und forderten uns zum Mitmachen auf:

Am Abend solle ein Konzert in der Halle B (Messehalle) von Planten und Blumen stattfinden. Großes Orchester, großer Chor: die Uraufführung eines Oratoriums von Hans Werner Henze „Das Floß der Medusa“ vor erlesenem Premierenum Publikum, veranstaltet vom NDR und mit Live-Übertragung auf der Mittelwelle.

Das Oratorium behandelt einen historischen Stoff, basierend auf einer Begebenheit im 19. Jahrhundert, bei dem es um einen Schiffbruch und das unmenschliche Verhalten von Kapitän und Oberschicht gegenüber den Matrosen geht. Der Auftraggeber des Werkes, der NDR, mochte wohl schon ahnen, dass dieser historische Stoff in der Hitze der Jahre 1967 / 68 inzwischen mit politischer Aktualität aufgeladen sein könnte. Denn der Komponist Henze und sein Librettist Ernst Schnabel, auch ein bekannter Künstler – beide linksliberal und der Studentenbewegung zugetan – hatten das Werk Che Guevara gewidmet. Der lateinamerikanische Revolutionär war ein Jahr zuvor vom bolivianischen Militär gefangen und ermordet worden.

Der NDR hatte sich geweigert, diese Widmung ins Programmheft aufzunehmen oder anderweitig bekanntzumachen.

Das war der Ausgangspunkt einer Kommunikation zwischen Henze und den SDS-Genossen an der Westberliner Musikhochschule gewesen: Durch eine spontane Aktion einiger Leute im Konzertsaal sollte das Anliegen des Komponisten und seines Textdichters verdeutlicht werden.

Henze hatte gut vorgesorgt: Er hatte im Vorfeld 60 Eintrittskarten zu seiner Verfügung. So gelangten auch einige von uns auf legalem Wege in den Konzertsaal (freie Platzwahl). Wir hatten keinerlei Absicht, die Aufführung zu sprengen ; es ging lediglich darum, in offensichtlicher Übereinstimmung mit dem Komponisten und Dirigenten, der Würdigung von Che Guevara Aufmerksamkeit zu verschaffen. Wir betraten kurz vor dem mutmaßlichen Beginn des Konzertes die Bühne und brachten dort Poster mit Bildern von Che so wie eine rote Fahne an.

Der Tumult begann: Der RIAS-Chor aus der Frontstadt Westberlin weigerte sich, unter einer Roten Fahne zu singen, der Komponist Henze solidarisierte sich hingegen mit den Studenten, der stellvertretende NDR Intendant versuchte persönliche, die rote Fahne zu entfernen, dann rief er die Polizei; die Hundertschaft hatte draußen schon in Bereitschaft gestanden. Behelmte (die Helme waren nagelneu!) Polizisten stürmten den Saal und trieben so die Konfusion auf die Spitze. Sie nahmen gleich den Nächstbesten, der ihnen gerade im Wege stand, in den schmerzhaften Polizeigriff – und das war nun schon wieder ich. Der empörte Dichter Ernst Schnabel versuchte mit Worten („Lassen Sie doch den Mann los!“) und beschwichtigenden Handbewegungen, die Situation zu beruhigen, was ihm aber später angekreidet wurde.



In einer späteren Stellungnahme vor Gericht kommentierte Schnabel die Sinnlosigkeit des Polizeieinsatzes mit den sarkastischen Worten:

„Solange keine Ordnungskräfte auftreten, hat man ja immer noch die Chance, die Ordnung wiederherzustellen.“

Das Konzert konnte nicht beginnen. Nachdem im Radio 8 Minuten Live-"Atmo" zu hören war, sendete der NDR stattdessen die Tonkassette der Generalprobe.

Ernst Schnabel wurde ziemlich rüde durch eine zerbrochene Glastür geschubst und in Polizeigewahrsam genommen. Er wurde später wegen „Widerstands gegen Vollstreckungsbeamte und versuchter Gefangenbefreiung“ zu 2.400 DM Geldstrafe verurteilt, musste aber schließlich in der Berufungsverhandlung freigesprochen werden.

Die Veranstaltung wurde abgebrochen (die Uraufführung sollte erst 33 Jahre später nachgeholt werden).

Gemeinsam mit anderen SDS-Genossen wurde ich wegen Hausfriedensbruchs und Widerstands gegen die Staatsgewalt angeklagt.

In dem Schriftsatz einer Beschwerde an das Amtsgericht Hamburg in dieser Strafsache konstatiert der Rechtsanwalt Heinrich Senfft später:

„...Die Verhandlung im Verfahren Schnabel hat ergeben, daß Luhn und andere Studenten offensichtlich nur deshalb festgenommen worden sind, weil die zahlreich anwesenden Beamten der politischen Polizei (K 4) die Festnahme bestimmter Personen wünschten.“

Voraussetzung für eine Strafverfolgung wegen Hausfriedensbruchs ist, dass der „Hausherr“ Strafantrag stellt (das war der NDR). Diese Strafanträge waren aber, wie wir heute wissen, von der Staatsmacht „bestellt“. In einem Schreiben des NDR Justizars Joachim Frels an die NDR-Intendanz vom 19.12.1968 wird erläutert, warum der NDR wider besseres Wissen Strafanträge wegen Hausfriedensbruchs stellt:

„...Eigene Nachprüfungen haben inzwischen jedoch ergeben, daß der Straftatbestand des Hausfriedensbruch [sic] in seinen beiden Alternativen) durch die Demonstranten offenbar nicht erfüllt wurde.“*

*)Die Studenten hatten Eintrittskarten, sie wurden nicht eindeutig aufgefordert, den Veranstaltungsraum zu verlassen

„...Herr Staatsrat Fahning von der Senatskanzlei, den ich von dieser Rechtslage informierte, legt jedoch großen Wert darauf, daß [sic] der NDR trotzdem Strafantrag wegen Hausfriedensbruch [sic] stellt. Ein solcher Antrag sei aus innenpolitischen Gründen notwendig. Die Staatsanwaltschaft könne dann immer noch das Ermittlungsverfahren mangels Tatverdacht [sic] einstellen. Ich habe Herrn Dr. Fahning unter diesen Umständen zugesagt, daß der NDR Strafantrag stellt. Der zuständige Abteilungsleiter bei der Staatsanwaltschaft Hamburg, Herr Oberstaatsanwalt Dose, der mit uns in der rechtlichen Bewertung des Sachverhaltes übereinstimmt, ist über die Gründe, weswegen der NDR dennoch Strafantrag stellt, informiert.“

Das Verfahren gegen mich wurde so lange verschleppt, bis es aufgrund der allgemeinen Amnestie von Mai 1970 eingestellt wurde.

„1968“ ist zu Ende – was nun?

Wie ging es weiter mit dem SDS und seinen Ablegern in Hamburg nach diesem turbulenten Jahr 1968? Mitte 1969 lief die Organisationsdebatte schon auf Hochtouren; viele Gruppen hatten sich mittlerweile mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigt. Das Resultat waren sehr unterschiedliche Antworten auf die gegenwärtigen Fragen. Davon war auch das SALZ in der Hochallee nicht verschont. Es war schon klar, dass das Agitieren der Arbeiter in den Betrieben von außen, noch dazu durch Studenten, keine hinlängliche Perspektive sein konnte. Gezieltes Hineingehen von Aktivisten in die Betriebe und daneben Vernetzung der übergeordneten politischen Strukturen – das war die Devise. Aber wie, mit wem und unter welchem „Dach“ – das war sehr umstritten. Es gab schon einige Organisationsansätze und Parteinitiativen, so wie auch „am grünen Tisch gegründete“ Parteien. Auch das SALZ war auf der Suche. Ich erinnere mich an eine Rundreise durch Westberlin, gemeinsam mit Peter Heyckendorf, zu verschiedenen Gruppen, die linke Betriebsarbeit machten – unter anderem holten wir uns Rat von Lefèvre und Semler, die jeweils gerade schon dabei waren, eigene Parteinitiativen zu gründen. Wir kamen etwas ernüchtert wieder zurück.

Die Sprengung der Kommune Hochallee

Im August 1969 fuhren Inge und ich in Urlaub nach Bornholm. Wir zelteten bei einem Bauern auf der Wiese. Eines Tages brachte man uns ein Telegramm von einem Genossen aus Hamburg:

„Kommune Hochallee von Rockern überfallen, Wohnung wurde besetzt, Ihr könnt nicht mehr zurückkehren. Eure Sachen haben wir sichergestellt.“

Inhalt, Ziel und die an der Aktion beteiligten Personen blieben weitgehend im Dunklen.

Es gibt verschiedene Deutungen. In der „Chronik der 68er Bewegung in Hamburg“ wird Bezug genommen auf APO PRESS.

Zitat aus der vorläufigen Chronik, S. 113:

„Der Zirkel um P.H. ernannte sich über Nacht zum SALZ-RAT und versuchte die Führung des SALZ zu übernehmen. Die noch antiautoritäre Basis wehrte sich, gegen diesen Übergriff und erklärte den SALZ-RAT für nichtexistent. SALZ-RAT und RZ Nord paktierten zeitweise. Neben den schriftlichen Auseinandersetzungen in sehr polemisch/diffamierender Form zwischen SALZ-BASIS, SALZ-RAT und RZ Nord, kam es auch zu Umzügen, z.T. Rausschmissen in der WG Landschaft. Die Fraktionierung hatte die WG's erreicht. Aus bisherigen "Genossen" wurden Kleinbürger, Verräter, Feinde usw. (APO PRESS, 1. Jg., Nr. 17 S. 29 ff., Nr. 18 S., Nr. 22/23, S. 22 ff)“

Diese Darstellung suggeriert, dass Peter Heyckendorf zum ML-Flügel tendiert habe, was nach meiner Kenntnis absolut nicht der Fall war. Auch Inge und ich tendierten in keiner Weise zu einer Parteigründung, wir sind aber ohnehin in keine Diskussion über irgendwie existierende zwei Linien im SALZ einbezogen gewesen. Im Gegenteil hat man unsere Abwesenheit Ende August, als man uns im Urlaub auf Bornholm wusste, offenbar gezielt genutzt, um putschartig die Wohnung in der Hochallee 21 zu überfallen, Teile des Inventars zu stehlen, P.H. das Nasenbein einzuschlagen. Nach Inges und meiner Rückkehr nach Hamburg wurde uns der Zutritt zur Wohnung verwehrt, einen Teil hatte P.H. sicherstellen können, ein Rest blieb verschwunden. Auch muss es einen merkwürdigen Deal mit dem Hauseigentümer Günter Groenewold gegeben haben, denn die Hauptmieterin war ja nach wie vor Inge Jahnke – wie können Andere ohne ihre Einwilligung die Wohnung einfach übernehmen?

Das SALZ und die Kommune Hochallee waren von einer Gruppe gekapert worden, die Inges und meine Zugehörigkeit offenbar als unvereinbar ansah und sich dabei faschistoider Methoden bediente. Überflüssig zu betonen, dass natürlich eine Anzeige bei der Polizei wegen Hausfriedensbruchs o. ä. für uns nicht in Frage kam.

Dieser Putsch hat Inge und mich persönlich sehr tief getroffen. Durch ihn waren wir wohnungslos geworden; ein großes Misstrauen gegen einige Genossen war entstanden, deren konkrete Rolle bei dem Überfall wir nicht kannten, da wir ja nicht dabei gewesen waren. Arbeitskreise lösten sich auf; wir waren von der Arbeit im und mit dem SALZ weitgehend getrennt und mussten uns neu erfinden.

Allerdings führte dieser desaströse Rausschmiss Inge und mich noch näher zusammen. Wir zogen zusammen in eine kleine, kalte, provisorisch ausgebaute Dachwohnung ohne Küche und Bad in Barmbek. Für Inge änderte sich an ihrer Arbeit nicht viel. Sie hatte bereits im April 1969 im Unilever-Konzern eine Stelle als Programmiererin angefangen und befand sich in einer Ausbildungsgruppe, wo sie sofort anfang, ihre neuen Kollegen zu agitieren und organisieren. Diese Arbeit war sehr fruchtbar und führte schon nach wenigen Monaten zu einem Schulungsarbeitskreis.

Persönliche Konsequenzen und Berufsperspektive

Für mich war die Situation hingegen neu: Ich hatte für fast 2 Jahre mein Studium zugunsten des Aktivismus im Umkreis des SDS und des SALZ schleifen lassen und war mehr denn je davon überzeugt, dass es auch meine Berufsperspektive sein müsste, als Arbeiter in einen Betrieb zu gehen. Das Berufsfeld, das mir in diesem Zusammenhang vorschwebte, war „Elektriker“ (zu der Zeit ein Mangelberuf). Mein angefangenes BWL-Studium war da eigentlich nur hinderlich. Monatelang schwankte ich in meiner Entscheidung, ob ich das Studium ganz aufgeben sollte oder ob es nicht doch gut wäre, noch irgendeinen akademischen Abschluss zu erlangen.

Ich fing erst mal als Elektrohelfer bei Siemens an, gemeinsam mit B., mit dem wir schon im Lehrlingszentrum freundschaftlich zusammengearbeitet hatten (B. ging später zur DKP). In dieser Zeit Anfang 1970 trat ich auch in die IG Metall ein. Während der ersten Monate bei Siemens reifte bei mir die Idee einer Doppelstrategie: doch noch einen akademischen Abschluss machen (man kann ja nie wissen...), aber fest entschlossen, danach als Angelernter meine „Betriebskarriere“ fortzusetzen. Also hörte ich erst mal wieder bei Siemens auf und suchte mir für den akademischen Abschluss das dünnste Brett aus: Soziologie. Ein paar meiner Scheine aus dem Grundstudium konnte ich im Rahmen der WiSo-Fakultät für das Fach Soziologie verwenden, so dass ich nicht ganz von vorne anfangen musste.

Einen harten Ast hatte das „dünne Brett“ Soziologie aber doch: den „Statistik-II-Schein“. Hier tat ich mich mit einem ein paar Jahre älteren Leidensgenossen zusammen, der in der gleichen Situation war und nun dringend sein Studium abschließen musste. Wir büffelten monatelang sehr intensiv und bestanden beide die Klausur. Dieser Genosse war Zissis Papadimitriou.

Mein Diplom als Soziologe datiert vom Mai 1973. Ein Jahr zuvor waren Inge und ich Eltern eines kleinen Knud geworden. Ich hatte die Freude, in seinem ersten Lebensjahr vorwiegend für ihn da zu sein. In meinen letzten Monaten an der Uni kam es gelegentlich vor, dass ich mit Baby-Tragetasche in der Bibliothek aufkreuzte und dieselbe den durchaus erfreuten Damen der Bibliotheksaufsicht für eine halbe Stunde in Obhut gab.

Das Soziologie-Diplom wurde in eine Klarsichthülle gepackt und weggeheftet; ich habe es glücklicherweise nie wieder benötigt. Für meine weiteren Pläne wäre sogar schädlich gewesen, es überhaupt zu erwähnen. Für die Firmenleitungen, bei denen ich mich nun bewarb, schien ein „verkrachter Student“ allemal geeigneter zu sein als ein „Diplom-Soziologe“.

Revolutionäre Betriebsarbeit ohne Partei

Inge und ich lehnten die in den Jahren 1970 bis 1973 entstehenden, um den Namen „KPD“ konkurrierenden Gruppen, wie auch den entstandenen KB als sektiererisch ab; die DKP kam ohnehin nicht in Frage. Wir schlossen uns keiner dieser Organisationen an und blieben so ohne organisatorischen Überbau. Unser Anliegen war es, in Betrieben im eigenen Namen antikapitalistische Aufklärung zu betreiben und den Widerstand mit Kollegen zu organisieren.

Während der Sommerurlaubszeit 1973 wurde ich ohne Schwierigkeiten als Elektrohelfer bei Röntgenmüller eingestellt. Die Arbeit war leicht zu erlernen, ganz interessant; mit den Kollegen musste man erst warm werden. Dieser Prozess wurde aber schon nach wenigen Wochen jäh gestört.

Inzwischen war offenbar der für den zum „Sicherheitsbereich“ gehörenden Betrieb zuständige Verfassungsschutz-Mitarbeiter aus seinem wohlverdienten Sommerurlaub an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt und hatte die liegengebliebenen Vorgänge aufgearbeitet. Die Folge für mich war: Eines Morgens, noch vor der Frühstückspause, wurde ich an meinem Arbeitsplatz vom Werkschutz aufgesucht und mitsamt meinen fristlosen Entlassungspapieren zum Werkstor eskortiert – da hatte wohl jemand nicht aufgepasst!

Die Arbeitsmarktsituation des Jahres 1973 war aber so, dass man an der nächsten Ecke wieder einen neuen Job bekommen konnte.

Ich blieb bei meiner Überzeugung, dass grundlegende gesellschaftliche Veränderungen nur aus der Arbeiterklasse hervorgehen können und dass die Bildung und Organisation in den Betrieben stattzufinden habe. Diese Überzeugung habe ich versucht, in den nächsten 15 Jahren zu leben und in insgesamt drei Betrieben umzusetzen.

Nach der aufrüttelnden Phase der Studentenbewegung, der Erfahrung, fast aus dem Nichts heraus gemeinsam mit solidarisch agierenden Genossen spektakuläre Aktionen in Gang zu setzen; versehen mit dem akkumulierten Wissen über Theorie und Praxis der historischen Arbeiterbewegung, glaubte ich, dass ich über die kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisse Bescheid wusste. Meine Absicht war es, dieses Wissen in den Betrieb zu tragen, um die Leute, die unter diesen Verhältnissen leiden, aufzuklären und gemeinsam mit ihnen Widerstand zu leisten.

Ich war von der Vorstellung geleitet, dass allein schon das Wissen um die Zusammenhänge bei den Betroffenen revolutionäres Bewusstsein erzeugen kann: Aufklärung als unmittelbare Antriebskraft von Aktion.

Aber die Vorstellung, dass Information, Aufklärung und Bildung die Lunte seien, die das Pulverfass Betrieb zur Explosion bringen könnte, erwies sich als nicht realistisch. Dauerhaft im Betrieb angekommen, stellte ich fest, dass die Dinge nicht so einfach liegen:

Politische Diskussionen, so sie überhaupt stattfanden, wurden vielfach nach rückwärts geführt (die Bild-Leser waren eine starke Fraktion unter den Arbeitern).

Das Privatleben der Kollegen spielte eine dominierende Rolle. Selbst erkannte Widersprüche wurden zugunsten eines „inneren Friedens“ gerne ignoriert oder schön geredet.

Bei aller Ernüchterung über diese „Entdeckungen“ war mir aber von Anfang an klar, wie wichtig und richtig meine endgültige Entscheidung war, dauerhaft im Betrieb zu arbeiten, denn ich konn-

te nun wirklich von „gleich zu gleich“ mit meinen Kollegen diskutieren. Zu Studiumszeiten, wenn ich mal in einem Betrieb jobbte, hatte ich gemerkt, dass Argumente „von Studenten“ überhaupt nicht akzeptiert wurden („Du hast gut reden...“). Meine Lebenslage hatte sich durch meine neue Berufswahl an die meiner Kollegen angeglichen. Der Arbeitsalltag machte mich mit den alltäglichen Problemen meiner Kollegen bekannt, die nun auch meine eigenen waren.

Für Jeden, der seine Arbeitskraft verkauft, geht es zunächst vor allem darum, die gestellten Arbeitsaufgaben zu bewältigen, für die man bezahlt wird – ohne „anzuecken“. Hier konnte ich mit meinen Kollegen schon im Kleinen etwas Solidarität üben (gegenüber Vorgesetzten). Manchmal ging es darum, disziplinarische Maßnahmen abzuwehren (individuell oder kollektiv). Logischerweise kamen hier Betriebsrat und Gewerkschaft ins Spiel. Ich wurde IG-Metall-Vertrauensmann, kandidierte verschiedentlich für den Betriebsrat und wurde hineingewählt. Nach Möglichkeit versuchte ich, in meinem Bereich die gewerkschaftliche Aktivität zu verstärken, (Mitgliederwerbung, Teilnahme an Funktionärsversammlungen, 1. Mai ...). In einer Firma, in der ich Betriebsratsmitglied war, erinnere ich mich an heftige Auseinandersetzung über die Zusammenarbeit des BR mit der Personalabteilung (der bisherige BR hatte zuvor verschiedentlich Kündigungen zugestimmt).

Mich persönlich beschäftigte in den Folgejahren auch meine weitere berufliche Qualifizierung. Ich war als Ungelernter zunächst in einen Handwerksbetrieb „gerutscht“ (die Arbeitsmarktlage war 1973 dafür sehr günstig). Ich musste aber möglichst schnell ein Verständnis für den Arbeitsbereich als Elektromechaniker entwickeln, in dem ich tätig war und mich so weit qualifizieren, dass ich mit meinen erworbenen Kenntnissen auch einen Firmenwechsel bestehen konnte (der in der Folgezeit mehrmals stattfand). In Abendkursen erweiterte ich mein Verständnis für den Bereich Elektrotechnik / Elektronik und legte schließlich 1977 vor der Handelskammer meine Facharbeiterprüfung ab.

Eine initiativ Rolle spielte ich Mitte der 80er Jahre in einem mittelständigen Maschinenbaubetrieb in Hamburg, als es mir gemeinsam mit anderen Kollegen gelang, gegen ziemlichem Widerstand einen Wahlvorstand für die erstmalige Wahl eines Betriebsrates zu bilden, der dann auch tatsächlich gewählt wurde.

Ökologie- und Anti-AKW-Bewegung

Ende der 1970er Jahre erwachte die in der Nachfolge von 1968 entstandene linke und kritische Gegenöffentlichkeit langsam aus der Schockstarre, in die sie durch den „Deutschen Herbst“ geraten war: Die politische Auseinandersetzung mit der vom Staat heftig forcierten Atomkraft brachte viele Leute wieder auf die Straße, so auch mich. Der GAU in Harrisburg und der Kampf gegen das Atommülllager Gorleben waren 1979 Kristallisationspunkte für Widerstandsaktionen. Neben der Beteiligung an Aktionen begann ich mich auch für Alternativen im Bereich der Erneuerbaren Energien zu interessieren. Getreu dem Grundsatz „small is beautiful“ bauten wir kleine Windräder zur Stromerzeugung. Zur damaligen Zeit wurde der Bevölkerung seitens der Energiekonzerne und Regierungen noch eingeredet, ohne Atom gingen die Lichter aus und es gebe keine Alternativen.

Durch Vernetzung mit Gleichgesinnten entstand ein Verein zur Förderung regenerativer Energien und die erste deutsche Betreibergemeinschaft, die gemeinschaftlich zunächst drei Windkraftanlagen im Holsteinischen ans Netz brachte; weitere Energieanlagen folgten. Ich habe mich über 25 Jahre in dieser Gemeinschaft engagiert.

Berufliche Abrundung

Im Jahre 1988 habe ich meinen betrieblichen „Kampfplatz“ verlassen, da mir mit 42 Jahren noch eine berufliche Weiterentwicklung vorschwebte. Ich besuchte für 2 Jahre die Staatliche Technikerschule und machte den Abschluss als Energietechniker. Diese Qualifikation konnte ich mit einbringen, als ich gemeinsam mit drei Freunden 1996 eine Firma für ökologische Energietechnik gründete, die nach über 20 Jahren immer noch erfolgreich tätig ist.

Welche Weichen hat „1968“ bei mir gestellt?

Mein erster Gedanke hierzu ist: Ich habe ganz schnell ganz viel gelernt. Allerdings nicht das, wofür ich eigentlich zum Studieren nach Hamburg gekommen war. Angesichts des brodelnden Aktivismus schon 1967 war es für mich zwingend, mein angefangenes Studium erst mal „auf Eis“ zu legen. Die politische Bildung stand für mich im Vordergrund: Ich wollte verstehen, worum es ging, denn das ganze gesellschaftliche Feld war mir bislang unbekannt geblieben. Wir beschäftigten uns intensiv mit Geschichte, Kapitalismus, Imperialismus, Kolonialismus, Arbeiterbewegung, Sozialistischer und Kommunistischer Bewegung. Dabei ging es stets um die Verknüpfung dieses Wissens mit der aktuellen Situation.

„1968“ lernte ich auch, im Widerspruch mit dem „mainstream“ zu leben, mich Anpassungszwängen zu entziehen. Das Gemeinschaftserlebnis, mit Gleichgesinnten Aktionen zu planen und durchzuführen, dabei an die Grenze des „Erlaubten“ oder darüber hinaus zu gehen, war prägend. Wir waren auch bereit, Dinge zu tun, die als illegal betrachtet wurden. All dies setzte auch in mir ungeheure Energien frei.

Durch die GI-Aktion lernte ich auch internationale Solidarität kennen. Bei den Unterstützerguppen in Dänemark stellte ich fest, dass dort auch ältere Menschen mit uns eines Sinnes waren (in Deutschland lief „1968“ weitgehend unter „Jugendrevolte“), und dass dies dort auch noch ein Nachklang des Widerstandes gegen die Nazi-Okkupation in der 1940er Jahren war.

Persönlich hat mich auch das Leben in „Kommunen“ geprägt. Meine schwachen Vorkenntnisse in Haushaltsführung wurden verbessert, praktische Dinge, die eigentlich zum Erwachsenwerden dazugehören, wurden adaptiert. Die persönlichen Kontakte zu meinen MitbewohnerInnen waren aber von unterschiedlicher Intensität und weitab der Klischeevorstellungen von „Kommune“, wie sie in der Boulevardpresse gepflegt wurden. Das politische Projekt stand ganz weit vorne, freundschaftliche oder intime Beziehungen konnten sich ergeben oder auch nicht.

In dieser Hinsicht war für meinen weiteren Lebensweg entscheidend, dass sich eine Liebesbeziehung zwischen der Genossin Inge und mir anbahnte, die bis heute anhält und die zur Familiengründung geführt hat.

Die Phase der Fraktionierung, und der Gründung verschiedenster ML-Parteien hat mich abgestoßen. Auf dem Weg dorthin gab es einige schmerzhaft Brüche in der vorher vorhandenen Solidarität so wie persönliche Angriffe, denen ich mich durch Isolation entzogen habe.

Die Zeit des abflauenden Aktionismus 69 / 70 gab mir Gelegenheit, persönliche Schlussfolgerungen zu ziehen: Ich erlangte die Erkenntnis über meinen künftigen Berufsweg und Klarheit über die selbstgestellten Aufgaben. Ich entwickelte einen starken Willen, die angepeilten Ziele zu erreichen.

Später, in der betrieblichen Realität wuchs die Erkenntnis, dass keine revolutionäre Situation in Sicht sei und deshalb im Betrieb nur „klein-klein“ gearbeitet werden konnte.

Unabhängig von meinen weiterhin verfolgten Bestrebungen, im Betrieb Veränderungen voranzubringen, entsprach meine selbstgewählte Arbeits- und Lebensweise im unterprivilegierten Bereich aber auch meiner Einstellung, dass ich nicht qua gesellschaftlicher Stellung zum Ausbeuter werden wollte (das hatte ich meinem Vater immer vorgeworfen). Deshalb habe ich mich auch weiterhin im Arbeitermilieu sehr zu Hause gefühlt.

„1968“ hat mich geprägt wie kaum ein anderes Ereignis – es hat einen entscheidenden Anteil an meiner „Menschwerdung“ gehabt.